



## 13.

Im Sommer nach der Sibirien-Reise nahm ich ein paar Wochen unbezahlten Urlaub. Ein Freund von mir flog nach Kanada und überließ mir seine Wohnung, um zu arbeiten und zu schlafen. »Was immer du auch vorhast«, sagte er, als er mir seine Schlüssel in die Hand drückte. Und so stand ich plötzlich in diesen fremden Zimmern. Der Boden knarzte, wenn ich von der einen Seite zur anderen ging, und wenn ich einfach stehen blieb, war es unfassbar still, kein Kindergeschrei, keine Anrufe und Abgabetermine, als wäre ich in einem anderen Leben. Es gibt Menschen, die sich in einsame Waldhütten verziehen, um sich auszuklinken aus der Welt, ich tat es mitten im Zürcher Rotlichtviertel in einer Zweizimmerwohnung – und nur bis zum späten Nachmittag. Dann fuhr ich mit dem Fahrrad zurück zu meinen Kindern und meiner Frau, kochte Nudeln, kratzte Reste eingetrockneter Zahnpasta aus dem Waschbecken und trat in der Nacht auf die beiden Gummidinosaurier am Boden, wenn eines der Kinder schrie und ich aufstand, um es zu trösten.

Tagsüber aber war ich frei, zum ersten Mal seit Jahren. Ich wollte endlich all die Bücher und Dokumente lesen, all die Akten und Notizen, die sich seit meinen Reisen nach Rechnitz und Russland angesammelt hatten. Ich wollte nachdenken, schreiben, tippte ein paar Sätze in den Computer, sah stundenlang auf den Bildschirm, fand alles schlecht,





stand auf, um Kaffee zu kochen, nahm ein Buch in die Hand und beobachtete mich, statt zu lesen, im Fenster. Ich sah mir zu, wie ich in dieser fremden Wohnung stand und so tat, als würde ich lesen, dabei wusste ich ja, dass ich nicht las. Wen wollte ich eigentlich täuschen?

»Wenn ich mir anhöre, was Sie mir heute erzählen, kommt es mir vor, als würden Ihnen männliche Rollenbilder fehlen«, sagte Daniel Strassberg, mein Psychoanalytiker. Es war wieder Mittwoch – oder war es ein Freitag? Andere gingen über Mittag ins Fitnessstudio, ich legte mich schon seit Monaten bei ihm auf die Couch. Die beiden Stunden gehörten jetzt zu meiner Woche, sie waren Teil meines Alltags geworden, und unser Experiment schien zu funktionieren, denn es hatte nicht lange gedauert und ich hatte mich von meiner Ausgangsfrage, was von früher in mir stecke, völlig gelöst. Rechnitz, Tante Margit, all das hing zwar in der Luft, aber all das war auch weit weg, bis es wie eine Seifenblase, die von irgendwoher kam, vor meinen Augen stehen blieb – und platzte.

»Es geht um die Frage, was es bedeutet, ein Mann zu sein.«

»Ach ja?«, antwortete ich. Ich hatte die Stunde damit begonnen, ihm von meinem Großvater zu erzählen, meinem Verhältnis zu ihm, seinen Jahren im Lager in Sibirien und wie sich seine Zeit in Russland auf meinen Vater ausgewirkt hatte.

»Es ist eine Familie der schwachen Männer«, fuhr Strassberg fort.

Wieder blieb ich stumm, ich war gekränkt und verärgert. Wer will so einen Satz schon hören an einem Mittwochmittag? Sonnenlicht fiel durch das kleine Fenster, ich sah Staubpartikel im Lichtkegel tanzen. Auf dem Bücherregal





befand sich eine kleine Holzfigur mit breiten Hüften und dicken Lippen, ob er sie zufällig dorthin gestellt hatte, als er seine Praxis einrichtete? Ob er auch schon mal auf seiner Couch gelegen hatte, um zu sehen, wie sich das anfühlte? Vielleicht hatte er schon hier geschlafen, kam mir in den Sinn, als es abends spät geworden war. Vielleicht hatte er mal Streit mit seiner Frau und blieb dann einfach hier, rauchte, las, dachte nach, irgendwo stand bestimmt eine Flasche Cognac.

»Mit anderen Worten«, hörte ich ihn sagen, »die einzige Person in Ihrer Familie, die Sie mit männlichen Attributen verknüpfen, mit Macht, Geld, Sex, Kraft und Gewalt, ist Ihre Tante Margit, das Monster.«

»Tante Margit?«, erschrak ich. Der Name war schon seit ein paar Wochen nicht mehr gefallen. Ich hatte ihn vergessen, andere Themen waren wichtiger geworden, meine Arbeit, meine Kinder. »Ausgerechnet eine Frau soll mein einziges männliches Rollenmodell sein?« Ich sah noch immer auf die Holzfigur. »Ausgerechnet ... Margit?«

»Shit happens.«

Ich schwieg.

»Tut mir leid«, sagte er, »das war jetzt ein wenig salopp formuliert. Aber verstehen Sie, was ich Ihnen sagen möchte?«

»Nein«, sagte ich, doch natürlich verstand ich. Ich sah alles vor mir, mich, meinen Vater, meinen Großvater, meine Kinder. »Wir sind am Wochenende in den Bergen gewesen«, setzte ich wieder an, nachdem ich eine ganze Weile still gewesen war.

»Ja?«

»Familienausflug, so wie das andere ständig tun. Aber bei uns ging alles schief, und ich hab die Beherrschung verloren und meinen Sohn geschlagen.«





Strassberg schwieg.

»Es ist einfach passiert. Mir ist die Hand ausgerutscht, das sagt man doch, und genau so war es auch. Er sah mich an, er hat große, runde Augen, wissen Sie, wie eines dieser Kuschtiere, und ich habe mich unglaublich geschämt. »Du hast mir wehgetan«, sagte er, sein Unterkiefer zitterte und schließlich begann er zu weinen, ich kenne niemanden, der inniger weint, dicke Tränen quollen aus seinen Augen, es bricht mir jedes Mal das Herz, ihn so zu sehen. Und was tat ich? Ich habe versucht, alles zu vertuschen, das war mein erster Reflex. »Da war doch nichts«, sagte ich ihm, »ich habe dir doch gar nichts getan.« Zuerst schlage ich ihn auf den Oberarm, und dann streite ich es ab? Er ist drei Jahre alt, ich meine: Ist das nicht erbärmlich?«

Ich wartete, ob Strassberg etwas sagen würde, ich hoffte auf eine Aufmunterung, doch da kam nichts, also fuhr ich fort.

»Dann habe ich meinen Sohn in den Arm genommen und mich entschuldigt. Ich bin zu meiner Frau und hab es ihr erzählt. Wie ein kleiner Hund stand ich vor ihr und musste mir anhören, was ich für eine Null sei, mein Kind zu schlagen und es dann zu verleugnen, und sie hatte ja recht. Wir waren umgeben von diesen glücklichen Familien mit ihren glücklichen Kindern, und ich war am Ende mit den Nerven, ich konnte einfach nicht mehr. Ich habe mich nicht mehr ertragen, mein Spiegelbild, meine Witze, ich war nicht mehr in meiner Haut, kennen Sie das? Wenn man nicht sprechen kann, ohne sich selbst zuzuhören. Wenn man sich dauernd von außen beobachtet, als wäre man in einem dieser Fitnesscenter mit Spiegeln an den Wänden, wo man sich zusieht, wie man Hanteln in die Luft stemmt, und sich dafür hasst. Ich war völlig von der Rolle, wie als Teenager, als ich ganze Nachmit-





tage nicht wusste, wohin mit mir. Ach, was erzähle ich da.«

Wieder blieb Strassberg stumm.

»Als Sie vorhin von fehlender Stärke sprachen, kam mir diese Gewalt in den Sinn. Warum ist das so? Es kommt immer wieder vor, dass ich meine Kinder anschreie, wenn ich müde oder schlecht gelaunt bin, dabei rennen sie doch nur in der Wohnung herum und wollen spielen. Sie wollen ihren Spaß, hüpfen auf den Betten, ich aber höre mich an wie ein frustrierter Rentner: ›Wisst ihr eigentlich, wie teuer das war?‹, rufe ich ihnen ins Gesicht, wenn sie etwas kaputtmachen, und blicke böse in ihre süßen, kleinen Augen, und dann kichern sie und rennen davon. Was gebe ich ihnen eigentlich mit auf den Weg? Ich habe ja nichts anzubieten. Diese Leere macht mich rasend, verstehen Sie, was ich meine? Ich erinnere mich an einen Nachmittag, da war ich vielleicht vierzehn Jahre alt. Ich war mit ein paar Freunden unterwegs, es war Winter, draußen lag Schnee, wir fuhren mit dem Bus ins Schwimmbad und begannen zu raufen, wie man das in diesem Alter eben macht. Wir warfen unsere Mützen durch den Gang und klatschten uns unsere Badehosen gegenseitig an den Kopf. Ich wurde vom Sitz gestoßen, lag plötzlich zwischen den Füßen eines älteren Mannes und merkte, wie er meinen Kopf eingeklemmt hielt, daran erinnere ich mich genau, an den Geruch seiner Stiefel, nach Erde und Leder, dazu kam die warme Luft aus der Heizung. Ich bekam meinen Kopf nicht mehr da raus, zog und zerrte, er aber presste seine Beine gegeneinander und ließ mich nicht los. Doch statt zu schreien und nach Hilfe zu rufen, blieb ich ruhig, auch er sagte kein Wort – er tat mir im Stillen weh. Er drückte, so fest er nur konnte, ich spürte, dass seine Beinmuskeln zitterten. Dann hörte ich meine Freunde: ›Jetzt komm schon‹, riefen sie, sie hatten ja





keine Ahnung von diesem Kampf, den wir da führten. Der Bus hielt, und ich schaffte es, mich zu befreien, weil ich ihn mit meinen Fingernägeln durch die Flanellhose in seine weichen Waden ritzte. Kurz bevor sich die Türen wieder schlossen, sprang ich hinaus. Ich muss ganz rote Ohren gehabt haben und sicher einen heißen Kopf. Ich werde den Geruch seiner Stiefel nicht mehr vergessen, ich trage ihn bis heute in der Nase. Aber warum erzähle ich Ihnen das alles?«

Strassberg schwieg, und auch ich schwieg, sah hoch zu dieser Holzfigur und war außer Atem, als wäre ich gerannt. »Verdammt noch mal«, sagte ich, »bin ich auch wie dieser Mann? Diese leise Gewalt. Was ist nur aus mir geworden?«  
Stille.

»Ein kleiner Nazi im Kinderzimmer«, antwortete ich.





## 14.

Eines Nachmittags, ich saß in der fremden Wohnung am Schreibtisch, nahm ich die schlammgrüne Mappe meiner Großmutter in die Hand, die mir mein Vater nach ihrem Tod überreicht hatte. Zwei Jahre hatte sie ungeöffnet in einer Schublade gelegen. Ihre Schrift entziffern zu müssen, war mir zu mühselig gewesen. Die ersten Seiten handelten von der Jagd, von Fasanen und Hasen, was mich nun wirklich nicht interessierte, doch da war etwas anderes, was mich aufhorchen ließ: Die Stimme, mit der sie sprach, war fest und kräftig, ihre Resignation war weg, das Gebrochene verschwunden. Meine Großmutter, die über sich, ihre Eltern und die Ereignisse in Ungarn in der Kriegszeit erzählte, wirkte wie ein Mensch, der genau wusste, was er tat. Irgendetwas schien dringend, so viel verstand ich.

In dieser Mappe befanden sich Hunderte von Seiten, die meisten handbeschrieben, keine passte auf die nächste, was mich erst lähmte, weil ich nicht wusste, wo ich beginnen sollte. Ganze Passagen waren durchgestrichen, offenbar hatte sie sie immer wieder überarbeitet, Bemerkungen hinzugefügt, Ausrufezeichen und kleine Sternchen, die auf Stellen verwiesen, die ich nicht finden konnte. Anders als bei Computertexten, denen man die Arbeit dahinter, den Weg bis zur Vollendung, nicht ansieht, war das hier eine offene Wunde: Ihr Kampf um Formulierungen, um Präzision und Wahrheit, ihre Verzweiflung, ihre Wut, alles lag





offen da. Oft schrieb sie an den Rand, was ihr beim Lesen ihrer eigenen Worte durch den Kopf gegangen war; es waren unverarbeitete Gedanken, sie schrieb, so schnell sie dachte, man sah es ihrer fliehenden Schrift an. Zufrieden war sie nie.

Ich legte die Blätter auf den Boden, vom Schreibtisch ins Bad und von dort bis in die Küche, ein langer Wurm aus weißem, unliniertem Papier, und suchte nach dem Kopf, nach einer Ordnung, einem Anfang. Wenn man mit einem Puzzle beginnt, sucht man doch zunächst auch nach Ecken und Rändern, aber ich stieß immer nur auf diesen Namen, von dem ich noch nie gehört hatte: Mandl. Und die Schilderung eines Nachmittags im Innenhof ihres Schlosses in Sárosd im Sommer 1944, als die Deutschen Ungarn besetzt hatten, Adolf Eichmann im Budapester Nobelhotel Astoria residierte und von dort innerhalb weniger Wochen das Unternehmen Margarethe umsetzte, die Besetzung Ungarns und die Deportation einer halben Million ungarischer Juden in die Konzentrationslager.

\*\*\*

»Habe ich Ihnen vom Tagebuch meiner Großmutter erzählt?«, fragte ich Strassberg. Ich lag auf der Couch, wie jede Woche, und starrte an die Decke.

»Nein.«

»Seit Jahren liegt es bei mir zu Hause. Erst jetzt habe ich begonnen, es zu lesen. Ich dachte, es würde sich um harmlose Erinnerungen einer alten Frau handeln, nun aber kommt es mir vor, als hätte sie etwas Größeres geplant.«

»Etwas Größeres?«

»Ein Buch. Eine Beichte. Sie sagte meinem Vater auf dem







Totenbett, er solle alles verbrennen, doch er tat es nicht. Ich bin der Erste, der es liest.«

»Worüber schreibt sie?«

»Über ihr Leben. Ihre Kindheit. Die Zeit von 1920 bis 1956 in Ungarn. Darüber, wie sie als Tochter eines Großgrundbesitzers aufwächst in einem Schloss mit Innenhof, mit Bediensteten, Zofen, einem Französischlehrer, einem Kutscher. Dann kommt der Krieg in dieses kleine Dorf namens Sárosd. Der Krieg hat alles verändert. Ungarn war Deutschlands Verbündeter ...«

»Ich weiß.«

»Die Juden wurden zusammengepfercht und in die Konzentrationslager geschickt oder in die kalte Donau getrieben. Den Adligen ging es besser, aber auch sie hatten zu leiden. In den Jahren nach dem Krieg nahm man ihnen ihr ganzes Land und erklärte sie zu Volksfeinden, darüber schreibt sie, über den Wandel. Sie behauptet, seit Jahren mit dem Gedanken gespielt zu haben, alles aufzuschreiben, aber sie habe nie gewusst, wie. Eines Morgens dann sei sie aufgewacht und habe alles vor sich gesehen: den Beginn ihres Buches, die Struktur, die Schlüsselszene, alles sei ihr plötzlich ganz klar geworden. Das klingt wie in einem Film, aber es steht so da. Der Untergang ihrer Welt, schreibt meine Großmutter, habe an einem Nachmittag im Sommer 1944 begonnen. Offenbar war sie Zeugin eines Verbrechens. Ein jüdisches Ehepaar stirbt vor ihren Augen im Innenhof ihres Schlosses.«

»Was genau ist geschehen?«

»Ich weiß es nicht. Mandl hießen sie. Sie sind unter Umständen ums Leben gekommen, die mir nicht ganz klar sind. Sie hätte sie retten können. *Ich kann nicht in den Spiegel schauen, ohne an die Mandls zu denken*, schreibt sie.«

»Mandl?«





»Es ist alles wirr. Die Blätter wild durcheinander. Es ist wie ein Krimi, darf ich das sagen?«

»Warum nicht?«

»Immerhin sind zwei Menschen gestorben.«

»Merken Sie eigentlich, dass sich die Frage, ob Sie etwas dürfen oder nicht, wiederholt? Sie zieht sich durch die Analyse, es ist die Frage nach der Legitimation: Sei es Ihr Leben, Ihr Beruf, Ihre Empfindungen und Wünsche, immer wieder kommen Sie damit. Wenn Sie es als Krimi empfinden, dann ist es auch einer für Sie.«

»Nein, das ist mir nicht aufgefallen. Warum ist das so?«

»Daran arbeiten wir noch.«

Zurück in der Wohnung, lief ich wieder von einem Blatt zum nächsten, fand den Anfang einer Szene in der Küche, deren Fortsetzung sich am Ende des Ganges befand. Ich begann, auf die unterschiedlichen Stifte zu achten, die sie verwendet hatte, und sah sie vor mir, wie sie mit geradem Rücken am Tisch saß, eine große, hagere Frau mit geröteten Nasenflügeln. Sie wird einen blauen Rollkragenpullover getragen haben, eine helle Hose, Rentnerschuhe mit guten Sohlen. Schmuck? Niemals. Die Leselampe ist an, der Rest des Wohnzimmers liegt in der Dunkelheit des späten Nachmittags. Gut möglich, dass ein Glas abgestandenes Wasser vor ihr steht, daneben liegt ein Stift und vielleicht ein Apfel auf einer weißen Untertasse. Nein, Äpfel passen nicht zu ihr, Walnüsse schon eher. Sie nimmt ein Papiertaschentuch hervor, das im linken Ärmel ihres Pullovers steckt, reißt ein Stück ab, formt es zwischen Zeigefinger und Daumen zu einer winzigen Kugel und steckt sie in den Mund. Es ist eine ihrer wenigen Marotten.

Bis auf ein paar Sätze ist sie mit allem unzufrieden. Sie streicht, sie verbessert, sie zerstört, sie schließt die Augen,





weil die Wörter nicht wollen, weil die Sätze nicht passen, »nem jó«, nicht gut, nichts ist, wie sie es haben möchte. Und als sie die Augen wieder öffnet, sieht sie Touristengruppen in viel zu bunten Anoraks vor den doppelt verglasten Fenstern, in denen sich Kondenswasser sammelt. Budapest im Herbst ist voller Chinesen.

Sie betrachtet den braunen Filzstift neben dem Wasserglas. Ich stelle mir vor, wie sie ihn in die Hand nimmt, ihn an der oberen linken Ecke des Blattes ansetzt und einmal quer darüberstreicht, bis ganz unten, bis das satte Braun verblasst. Dann schreibt sie – und sie muss den Stift mit jedem Buchstaben fester drücken, um die letzte Farbe aus ihm herauszupressen – als Kommentar zu dieser Passage, an der sie Stunden gearbeitet hat: *Das ist doch alles gelogen!*

Ich kann das Geräusch des ausgetrockneten Filzstiftes hören, das die Stille ihres Wohnzimmers durchbricht, während im Hintergrund die Küchenuhr tickt und die chinesischen Touristen draußen auf dem Platz in den Reisebus steigen.

Es dürfe nichts verloren gehen, hatte sie immer geantwortet, wenn ich sie fragte, warum sie stundenlang schrieb, statt einfach im Garten zu sitzen oder spazieren zu gehen. Sie hatte auch von einem unsichtbaren Band gesprochen, das ihre Welt mit meiner verknüpfe. Man müsse nur die Einzelteile miteinander verbinden, dann würde man das Band erkennen, das zwischen Großeltern und Enkeln bestünde, hundert Jahre, mehr sei nicht zu überblicken. Ihre Eltern seien schon zu weit weg von mir, meine Kinder zu weit weg von ihr.

Hundert Jahre? Welches Band?

Als sie noch lebte, schenkte ich ihren Worten keine Beachtung. Je mehr ich aber jetzt von ihr las, desto näher fühlte ich mich meiner Großmutter, als wolle sie mir etwas





mit auf den Weg geben, so kam es mir vor. Besessen beugte ich mich über ihre Seiten, entzifferte Passage um Passage, wie ein Archäologe kleinste Mosaiksteine mit einer Zahnbürste reinigt und neu zusammenfügt, in der Hoffnung, am Ende ergäbe sich ein Bild. So vergingen Tage.

Es war der Sommer, in dem sich die Männer Bärte wachsen ließen, den Frauen rutschten die T-Shirts über ihre Schultern, in Syrien starben Tausende Menschen in einem Bürgerkrieg, während ich barfuß auf der Geschichte meiner Großmutter lief – und ein bisschen auch auf meiner. Weiterhin legte ich mich zweimal die Woche bei Strassberg auf die Couch und berichtete ihm jetzt ganz aufgeregt von meinem Mosaik. Er war jetzt nicht mehr dieser allwissende Ratgeber, der mir half, Dinge einzuordnen, wie die Monate zuvor, sondern mein Verbündeter. Die Rollen weichten auf, die Hierarchie brach weg. Der Gang in seine Praxis war wie ein Besuch in einem Café, Strassberg wie ein Freund, der immer am selben Tisch saß und Zeit für mich hatte. Und noch ehe ich es mir überlegte, hörte ich mich sagen: »Ich weiß nicht, ob ich so etwas könnte, Juden verstecken.« Ich sagte diesen Satz, während draußen über Zürich die Sonne schien, die Straßenbahn fuhr vorbei, Menschen gingen baden. Ich hatte schon über so vieles mit ihm gesprochen, ihm intimste Dinge anvertraut, aber nur bei diesem Satz stellte sich ein so eigenartiges Gefühl ein, als würde ich schweben, als wäre ich irgendwohin gelangt, wo ich noch nie gewesen war. Als würde plötzlich alles Sinn ergeben, obwohl der Satz natürlich absurd war. Warum sollte ich Juden verstecken müssen?

»Das ist Ihr Maßstab«, sagte er.

»Mein was?«

»Ihr Referenzpunkt.«





»Ich versteh es nicht.«

»Sie haben Ihren Lebensmittelpunkt in der Vergangenheit.«

War das dieses Band, von dem meine Großmutter gesprochen hatte?, fragte ich mich gedankenversunken in der Bäckerei um die Ecke. Nach jeder Stunde bei Strassberg kaufte ich mir hier ein Käsesandwich und eine Cola, immer stand dieselbe junge Frau hinter der Theke, mit Bäckerstmütze auf dem Kopf und Nasenring, auf dem Unterarm hatte sie einen Karpfen tätowiert. Ich bildete mir ein, eine Linie zu sehen, die die Generationen miteinander verband, noch etwas hinter Nebel, doch da war etwas, eine Brücke über die Zeit. Zwischen meiner Großmutter und mir lagen so viele Jahre, Kriege, Grenzen, und doch kamen mir ihre Sätze vertraut vor, als hätten wir ein gemeinsames Geheimnis.

»Kommt noch was hinzu?«, fragte mich die Frau mit dem Karpfen.

»Nein, danke.«

*Wenigstens die Mandls hätte ich retten können*, schrieb meine Großmutter immer wieder über diesen Nachmittag, das Geräusch, als das Ehepaar auf dem Kiesweg im Innenhof zusammensackte, *doch was tat ich stattdessen?*, fragte sie sich. *Nichts*. Ihr ganzes Leben lang habe sie nichts unternommen, habe sich versteckt und geduckt und gelebt wie ein Maulwurf – woher kannte ich diese Sätze bloß? Hatte ich ein paar Wochen zuvor in Strassbergs Praxis nicht exakt diese Worte in den Mund genommen, mich über mein fehlendes Rückgrat beschwert und wie ich das an mir hasse, dieses Abtauchen? Wir litten an ähnlichen Dingen, meine Großmutter und ich, war das denn möglich? Nur dass sich meine Kämpfe nicht in Kriegszeiten abspielen, sondern in Büros und am Küchentisch.

